



Herr Forster, wie fahrradfreundlich ist Frankfurt?
„Gar nicht!“ Der Architekt in seinem Büro, mit Rennrad, vor aktuellen Entwürfen.

30 JAHRE SFA

DER WOHNUNGS-BAUER

Seit über 30 Jahren plant Stefan Forster Wohnungen – so viele wie kaum ein anderer in Deutschland. Ein energisches Gespräch über autofreie Großstädte, knauserige Bauherren und verspielte Chancen in der Stadtgestaltung.

Text: Katharina J. Cichosch, Foto: Harald Schröder

Wer Stefan Forster fragt, bekommt deutliche Antworten. Auch den eigenen Beruf will er nicht schönreden. Der Handlungsspielraum von Architektur für die Stadtgestaltung? „Sehr gering“, sagt der Mann, der seit 1989 viele Dutzende Wohnhäuser gebaut hat und damit, so könnte man meinen, doch eigentlich deutlich zu ebenjener beigetragen hat. Und trotzdem: „Unser Einfluss wird völlig überschätzt.“

Wir können vernünftige Lösungen und Vorschläge machen, aber letztlich bestimmen die Auftraggeber, die oft keinen Anspruch an die Dinge formulieren, die nur aufs Geld schauen. Wir sind ‚Dienstleister‘ – ich weiß, dass man das nicht so sagen soll und wahrhaben will, aber letztlich werden wir so betrachtet. Als Lakaien.“

Forster zählt zu den größten Wohnungsbauarchitekten der Bundesrepublik. Wer in Frankfurt lebt, der hat mit einiger Wahrscheinlichkeit



schon vor einem Gebäude aus seinem Büro gestanden. Im Zweifel sogar, ohne sich dessen bewusst zu sein: Ostendstraße, Adickesallee, Schloß- und Voltastraße; Riedberg, Westhafen, Oskar Residence und Philosophicum lauten die Standorte von Forsters Bauten. Manche sind auffälliger gestaltet, wie die am Schwedler-Carré 01 mit ihren weißen Balkonbalustraden, andere weniger. Forsters Wohnungsbauten fügen sich in ihre Umgebung ein. Wie gut, das zeigt ein Blick in die Monografie, die sein Architekturbüro anlässlich des 30-jährigen Bestehens zusammengestellt hat: „Wohnungsbau / Housing 1989 – 2019“ heißt schlicht das Buch, in dem man ganz zu Beginn Ansichten von Stefan Forsters Wohnungsbauten im Stadtraum entdecken kann. Gekonntes Understatement, auch im Titel. In dem von der Frankfurter Grafi-

„BAUHERREN FINDEN ALLES ZU TEUER. LETZTLICH WERDEN ARCHITEKTEN ALS DIENSTLEISTER BETRACHTET. ALS LAKAIEN“

kerin Sandra Doeller gestalteten Buch findet man Bauten aus drei Dekaden. Schlichte Grundrisse, nicht zu niedrig, nicht zu hoch, wiedererkennbar in ihrer Handschrift und doch niemals in den Vordergrund spielend. Und, typisch Forster, bevorzugt verklinkert. Das verleiht auch Neubaufassaden eine greifbare Oberfläche, eine gleichzeitig urbane und gemütliche Ausstrahlung.

Wie viele Wohnungen das Architekturbüro seit 1989 genau auf den Weg gebracht hat? Da muss Forster kurz nachrechnen. 70 bis 80 Projekte, mit durchschnittlich etwa 40 Wohnungen, macht über 3.000 Einheiten. So viele Wohnungen wie er plant kaum ein anderes Büro in Deutschland – jedenfalls kein Architekturbüro. An der Bürowand hängen Grundrisse und Außenansichten

neuer Vorhaben, davor Dankesbriefe, einige handgeschrieben. Für diese Zufriedenheit macht er ungern Kompromisse. Auch deshalb hat sich der Architekt inzwischen ein bisschen von Frankfurt abgewandt. Hier gilt er als schwierig, andernorts fragt man gezielt nach Forsters Büro. In Hannover realisiert man aktuell gleich mehrere Projekte parallel. Die meist als Gag vorgebrachte Kritik, Architekten sollten nur mal selbst in den Bauten leben, die sie entwerfen, läuft bei Forster ins Leere: Macht er sowieso so. Früher mal am Deutschherrnufer, heute wohnt er auf Naxos, dem nachverdichteten Areal, das ebenfalls in seinem Büro geplant wurde.

Dass er überhaupt einmal Wohnungsbauten entwerfen würde, hätte damals vermutlich niemand gedacht, am wenigsten wohl er

selbst: In einem Vortrag für die Reihe „Architects not Architecture“ erzählt der Wahl-Frankfurter seinen Werdegang in typischer Forster-Manier, kurzweilig, nah an der Praxis und mit einigen schönen Kraftausdrücken gespickt. Geboren 1958, aufgewachsen im öden Rockenhausen, wo ihm vor allem die Kneipe gefiel; kaum Ambitionen außer der, möglichst schnell raus zu kommen. Architektur schien machbar. In West-Berlin gefielen ihm die exzentrischen Leute, auch unter seinen Lehrenden – Ludwig Leo mit seinen außerirdischen Architekturideen, Hinrich Baller. Persönlich prägend waren aber vor allem Ingeborg Kuhler, Hans Kollhoff und Jörn-Peter Schmidt-Thomsen. Einige waren „völlig besessen“ von Architektur und steckten den jungen Studenten an, auch, wenn der nicht immer verstand, wovon die teils avant-

Typisch für Stefan Forsters Bauten: Die verklinkerte Fassade, hier an der Oskar Residence, Ecke Flößerbrücke und Oskar-von-Miller-Straße

gardistisch bauenden Professoren und ihre Assistenten genau redeten. Zwischendurch zeigt Forster Bilder von sich mit krawalliger Frisur, er lebte direkt gegenüber des S.O.36, Kreuzbergs legendärem Club, als Punk fühlte er sich zeitweilig. Dem eingegrenzten West-Berlin entflohen er auf Reisen, jedes Jahr für zwei Monate weg, immer alleine. Mit Kritik hielt Forster schon damals nicht hinterm Berg, aber es ging ja auch um etwas – Bauen, Spannung spüren, eine architektonische Haltung entwickeln. Nicht wie so viele nur Pläne entwerfen, sondern die eigenen Ideen in der dritten Dimension sich behaupten sehen. Nach Stationen in Karlsruhe, Italien und Darmstadt landete er schließlich in Frankfurt, wo er inzwischen den größten Teil seiner architektonischen Laufbahn verbracht hat.

Stefan Forsters Architektur ist nicht eitel. Und Wohnungsbau keine Glanz- und Gloria-Disziplin. Trotzdem hat sein Büro mit heute 60 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Laufe der Jahre eine beeindruckende Liste an Preisen und Auszeichnungen mitgenommen. Das aufsehenerregendste Projekt bis dato ist ein Umbau: Im thüringischen Leinefelde ließ man 2002 ganze Segmente aus einer 180 Meter langen Plattenbauzeile heraustrennen; aus dem neuen Grundriss entstanden fünf unterschiedliche Wohntypen, die er nach Befragungen der Bewohnerinnen und Bewohner entwickelte. Heute genießen die mehr Tageslicht, Balkone und Mietergärten – ohne dabei den Charakter des Siedlungsbaus, den viele nicht missen wollten, zu verlieren.

Bezahlbarer Wohnraum muss eben nicht spektakulär aussehen. Aber er sollte deshalb nicht billig sein, findet Forster: „Mein Alltag als Architekt sieht so aus, dass alles, was ich mache, zu teuer ist und mir der Bauherr das vorhält. Egal, was ich vorschlage.“ Falsche Knauserigkeit sieht er nicht ein. „Wer lieblose und unwirtschaftliche Häuser baut, der darf sich nicht wundern, wenn sie von ihren Bewohnern auch entsprechend behandelt werden. Die gebaute Umwelt wirkt auf die Menschen zurück. Gerade sozialer Wohnungsbau dient auch der sozialen Befriedung und muss eine vernünftige Wohnqualität bieten. Die Kluft zwischen Arm und Reich driftet sowieso immer weiter auseinander.“

Zu Frankfurt hat Stefan Forster ein ambivalentes Verhältnis: Einerseits schätzt der gebürtige Pfälzer, dessen weicher, grundfreundlich klingender Zungenschlag die Herkunft noch ein bisschen verrät, wie „mental offen“ die Stadt ihn einst empfangen hat. Geostrategisch liege sie ohnehin ideal. Aber dann stört ihn, der der Provinz immer entfliehen wollte, manchmal die Würstigkeit. Das kleine Format. Zu viel Geklügel, zu wenige große Ideen. „Grüne Nordend-Spießer und ein paar Hochhaus-Freaks“, so fasst er ironisch zugespitzt jene Gruppen zusammen, die seiner Meinung nach den Stadtdiskurs prägen. Vielleicht noch eine Handvoll Ewiggestriger, die in immer neuen Rekonstruktionsprojekten ihr Heil suchen, „und die jetzt so tun, als repräsentierten sie damit einen relevanten Teil der Stadtgesellschaft.“

Hochhäuser hält der Architekt für überschätzt, weil sie mit ihren hohen Baukosten und der Simulation von städtischem Leben im Inneren keinen Beitrag zum sozialen Gelingen und zur Urbanität der Stadt leisteten. Auch die Unzahl an Mikroapartments gingen am realen Bedarf vorbei – „viele suchen eine bezahlbare Drei- bis Vierzimmerwohnung, und gebaut werden überbezahlte ‚Serviced Apartments‘.“ Das Europaviertel findet er grauenhaft, die Romantisierung des Bahnhofsviertels nervt ihn. 1995 unterhielt er selbst noch ein Büro im Viertel, ist dann aber weggezogen: „Jeden Tag den Gestank von Pisse in

der Nase – das ist alles andere als witzig. Schon damals hieß es, die Situation solle sich bald verbessern. Passiert ist nichts. Die Stadt hat ja offensichtlich auch gar kein Problem damit, wie es dort aussieht, wie es den Menschen vor Ort geht.“

„MAN MÜSSTE DIE STRASSE DEN MENSCHEN ZURÜCKGEBEN. DAS WÄRE EIN BEITRAG ZUR LEBENSQUALITÄT“

Polemik ist eine von Stefan Forsters Königsdisziplinen. Aber die gerne derb formulierten Spitzen sind vor allem unterhaltbarer Mantel für sachlich ernst gemeinte Kritik. Handfeste Gegenvorschläge formuliert er auch: Für die Ausstellung „Wenn Architekten träumen dürfen“ 2010 im Historischen Museum entwickelte Forsters Büro zum Beispiel einen Vorschlag mit einer autofreien Straße im Viertel, die große Zustimmung unter den Besucherinnen und Besuchern fand. Überhaupt ist der ruhende Verkehr dem Architekten ein Dorn im Auge. An der Bürowand lehnt sein Rennrad. Wie fahrradfreundlich Frankfurt ist? „Gar nicht!“ Forster listet „Eimer mit roter Farbe“, die stellenweise verbreiterte

Radwege markieren sollen, und Bodenwellen, die den Sandweg seiner Ansicht nach nun nicht gerade sicherer machen für Radfahrer. „Man müsste die Straße den Menschen zurückgeben. Das wäre doch ein wirklicher Beitrag zur Verbesserung der Lebensqualität! In ganz Europa lässt sich eine Bewegung zur autofreien Stadt erkennen – nehmen Sie Kopenhagen, Wien oder Paris, viele Städte verfügen bereits über zumindest autofreie Zentren oder haben sich auf den Weg dorthin gemacht. Nur Frankfurt entscheidet sich für den umgekehrten Weg und öffnet das probeweise geschlossene Mainufer wieder für den Autoverkehr.“

Apropos Main: Einmal, findet der Architekt, sei Frankfurt in der jüngeren Vergangenheit doch richtig mutig gewesen – als der Westhafen fürs Wohnen erschlossen wurde. Ein echter Quantensprung. Das Wohnen am Ufer weiter auszubauen, ist ein weiterer Vorschlag Forsters für eine lebenswerte Stadt. Doch auch diese Option scheint vorerst auf Eis. Der Osthafen wird als Gewerbegebiet manifestiert, das autofreie Mainufer nur mal eben vorsichtig ausprobiert: „Um das attraktiv zu machen, wird eine Hüpfburg aufgestellt, damit auch jeder versteht, dass hier Kinder spielen sollen. Das ist die typisch deutsche Denkweise: Alles muss schon vorab irgendeiner Funktion zugeordnet werden...“ Forster erinnert an die ehemalige Gerbermühlstraße am südöstlichen Mainufer, heute eine der schönsten Ecken rund um den Main. Auch hier hat er mal gewohnt, in einem der ersten Häuser am Deutschherrnufer, Ende der 90er Jahre von seinem Büro geplant. „Damals hat auch keiner geglaubt, dass das funktionieren würde mit einer autofreien Straße. Die Diskussionen waren genau die gleichen. Aber jetzt ist jeder, der einmal dort war, begeistert: Was soll denn diese Straße hier? Ganz ohne Autos?“ Den



Effekt, den der Architekt beschreibt, kann man tatsächlich leicht an sich selbst feststellen. Erst folgt die Irritation, ob auch alles seine Richtigkeit habe, dann schließt man sich Forsters Fazit an: „Das hat eben keinen unmittelbaren Zweck. Das ist doch einfach schön.“

Frankfurt, findet der Wahl-Frankfurter, wolle so vieles sein. Flughafenstadt, Sportstadt, Kulturstadt, Hochhausstadt. Aber

dazwischen fehle es an der verbindenden Vision für eine lebenswerte Stadt. Benjamin Pfeifer, der als Pressereferent im Büro arbeitet und auch die Texte für das Jubiläumsbuch geschrieben hat, ist hinzugekommen. Wir sprechen über das Prinzip der Runden Tische. Einigkeit darüber, dass es natürlich richtig ist, Probleme aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten. Aber dann muss irgendwann auch eine Entscheidung her – und klare, ruhig

Eine lebenswerte Stadt muss für Forster auch Rückzug vor ihr selbst bieten. Balkonbalustraden bieten Sichtschutz und Privatsphäre.

auch einmal streitbare Standpunkte, die Forster so leidenschaftlich gern vertritt, vermisst er bei vielen Stadtpolitikern. Was der Architekt als Frankfurts Problem identifiziert, das ließe sich problemlos in einen größeren Kontext als Zeitgeistphänomen übertragen: Partikularinteressen. Die gab es natürlich immer schon, nur scheint aktuell für viele Entscheidungsträger gar nichts anderes mehr denkbar als das Agieren im Kleinklein. So ist am Ende, im schlechtesten Falle, niemandem geholfen. Und große Veränderungen, wie sie eine Stadt wie Frankfurt mit ihrer massiv wachsenden Einwohnerzahl dringend bräuchte, lassen sich nicht erreichen, wenn man es jeder Interessengruppe recht machen will. Zum Beispiel, heißes Eisen, die der Kleingärtner. Eine nicht gerade populäre Ansicht, da macht sich der Architekt keine falschen Vorstellungen. „Ich gönne jedem seinen Kleingarten – aber warum muss der unbedingt in fußläufiger Distanz zur Wohnung liegen? Es ist doch zumutbar, ein paar Minuten mit dem Rad an den Stadtrand zu fahren. Teils liegen riesige Kleingartenquartiere in bestens erschlossenen Stadtteilen, die direkt für Wohngebiete umgenutzt werden könnten – unter Einsparung neuer Straßen und technischer Infrastruktur. Dadurch könnte neuer, preisgünstiger Wohnraum geschaffen werden. Das wäre nicht nur ökonomisch, sondern auch ökologisch sinnvoll.“

„EINE LEBENSWERTE STADT BIETET PLATZ FÜR MÖGLICHST VIELE, UNTERSCHIEDLICHE LEBENSMODELLE“

Jeder, meint Forster, wolle die lebenswerte Stadt, aber niemand dafür auf irgendeine persönliche Annehmlichkeit verzichten. Das Problem an so einer sanften Streitkultur, die den größtmöglichen Konsens sucht und im schlimmsten Falle niemanden glücklich macht: Die Dinge werden trotzdem irgendwie gemacht. Während man sich also über Mikroentscheidungen freuen mag und Architekturdiskurs auf Oberflächen reduziert, wird derweil weiter gebaut für die, die im Zweifel ohnehin nur eine gute Kapitalanlage suchen. „Frankfurt hat eine sehr reaktive Stadtpolitik“, findet auch Benjamin Pfeifer. Statt selbst als Akteur tätig zu werden und Rahmenbedingungen zu definieren, reagiere man dankbar auf Initiativen von Investoren. Stefan Forster hätte da eine einfache Rechnung: Wer von Frankfurt profitiert, der müsse der Stadt auch etwas zurückgeben. Das geht über die rein quantitative Schaffung von bezahlbarem Wohnraum hinaus und könne auch eine wertige Gestaltung der Fassaden betreffen, die immerhin Teil des öffentlichen Raums sind.

Wie sieht sie denn nun genau aus, die lebenswerte Stadt? Gute Frage, findet der Architekt: „So, dass möglichst viele unterschiedliche Lebensmodelle in ihr Platz finden. Und zwar

so nutzungsneutral und flexibel, dass auch zukünftige Generationen in ihr leben und wohnen können.“



Die Evangelische Hoffnungsgemeinde wünschte sich ein Haus mit Symbolcharakter. Im Erdgeschoss liegt das Gemeindezentrum, darüber finden 14 barrierefreie Wohnungen Platz

so nutzungsneutral und flexibel, dass auch zukünftige Generationen in ihr leben und wohnen können.“ Nach diesem Schema entwickelt er, wenn man ihn lässt, ganze Wohnquartiere. Zu deren Kerncharakter zählt im Übrigen auch, dass sie ihren Bewohnerinnen und Bewohnern Zuflucht vor der Stadt selbst bieten. Deshalb gibt es in Forsters Häusern auch keine bodentiefen Fenster, „da fährt Ihnen das Auto ja direkt durchs Wohnzimmer!“ Und keine Balkons im Erdgeschoss zur Straße. Stattdessen Sichtschutz, Balustraden, vernünftige Grundrisse. Privatsphäre.

Viele jener Gebäude, die Stefan Forsters Architekturbüro in bald 31 Jahren in beeindruckender Frequenz in die Welt gebracht hat, haben auch Frankfurts Straßen geprägt. Eine richtige Stadtgestaltung kann das freilich nicht ersetzen. Da macht sich Forster keine falschen Illusionen. Die Zeit, in der er hitzige Leserbriefschreiber, ist vorerst vorbei. Gerade deshalb sollte man ihm vielleicht hin und wieder zuhören – ein bisschen außen stehend, nicht selbst um Ausschreibungen in der Stadt buhlend, hat er eine ganz heilsam ungeschönte Sicht auf die Dinge. Bitter? Nein. Energisch? Unbedingt. „Für immer Punk“ wäre vielleicht ein guter Alternativtitel für dieses Porträt gewesen. Um Aneignung von Stadträumen geht es bei Forster ja jetzt, wenn auch auf gänzlich andere Weise, noch immer.

„Stefan Forster Architekten. Wohnungsbau 1989–2019“, Park Books, 48 Euro.